



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Trojafahrt : (Schluß) : 4. Trojanische Ritte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rheinländer romanischer Herkunft nicht verleugnen. Wenn so Dichter der verschiedensten Art hier und dort immer wieder Heimatlänge gaben, warum dann ein neues „Schlagwort,“ gut genug, unfruchtbares Schaffen mit einem freundlichen Mantel zu decken? Und darum freue ich mich, wenn sich wieder einmal zeigt, daß nicht von einer Seite her das Heil kommt, sondern daß, wie in Deutschland immer, die Freiheit des Einzelnen, die Individualität über Richtungen und Schlagbäume hinwegträgt. Wir wollen uns unsre Art und unsern Geschmack weder von den neuesten Berliner „Geschmäckerpfaffen“ vorschreiben lassen noch von denen, die überlaut „Los von Berlin!“ schreien und dafür im Thüringer Walde oder sonstwo ein neues literarisches Berlin gründen wollen.

Wilhelm Speck ist Gefängnisgeistlicher. Das evangelische Pfarrhaus, dem wir so viel verdanken, kann stolz sein, daß es uns auf einen Schlag zwei Dichter wie Grenssen und Speck beschert hat.

Heinrich Spiero



Eine Trojafahrt

Reiseerinnerungen von Friedrich Seiler

(Schluß)

4. Trojanische Ritte



it den Vorträgen, die Dörpfeld uns hielt, war unser Dienst keineswegs beendet; denn an den Nachmittagen wurden gemeinsam Ausflüge gemacht. Dörpfeld beteiligte sich daran nicht, sondern überließ die Leitung entweder Herrn Berger oder Herrn Thiersch, einem jungen Archäologen, der soeben die Ausgrabungen in Agina mitgemacht hatte. Er trug eine äginetische Kappe und äginetische Schuhe mit großen roten Quasten an der Spitze und wurde deshalb, wo er auch hinkam, von den Griechen nur „der Äginet“ genannt.

Den ersten Nachmittag machten wir nur einen kleinen Spaziergang zu Fuß, um die Mauern des hellenistischen Ilios abzuschreiten. Mauern gab es nun zwar hier nicht zu sehen, nur wenige in den Fels eingeschnittene Gräber. Statt dessen besuchten wir aber das Dorf Tschiblak, wo die türkische Regierung Tscherkessen angesiedelt hat, die sowohl bei der griechischen wie bei der türkischen Bevölkerung als Diebe und Räuber verrufen sind. Das Dorf selbst sah fast wie eine Festung aus, nur daß es statt von Mauern von einer dicken und hohen Dornenwehr umgeben war, über die hinweg man kaum die niedrigen, schilfbedeckten Dächer sah. Wütende Hunde erhoben schon bei unsrer Annäherung ein rasendes Gebell. Am Eingang des Dorfes erwarteten uns einige schlank gewachsene hübsche Bursche, und kleine Mädchen mit mandelförmigen Augen sahen uns neugierig-schmachtend an — die Tscherkessen sind ja als ein schöner Menschenschlag berühmt. Die Männer holten aus Lederbeuteln antike Münzen heraus, und bald entspann sich ein lebhafter Handelsverkehr. Denn manche von unsrer Gesellschaft sammelten eifrig und mochten sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen. Was nämlich in dieser weltabgelegnen Gegend angeboten wird, ist alles von den Leuten selbst gefunden und echt, und man kann manch hübsches Stück für einen verhältnismäßig billigen Preis erstehen. Einer der Tscherkessen bot eine feingearbeitete, kleine Goldmünze mit einer prachtvollen Gule an, die einer unsrer Herren gern für das Berliner Museum

erstanden hätte. Er bot ihm fünf Piafter, aber auch ein anderer wollte das Prachtstück gern haben und bot einen Medschidsche. Daraus schloß der Besitzer, daß es ein wertvolles Stück sein müsse, und setzte nun allen Angeboten, die bis zu drei Medschidsche emporstiegen, ein „öchi“ (nein) entgegen. Übrigens drangen Münzenhändler auch frühmorgens in unsern Speiseraum und schütteten ihre Schätze vor uns auf den Tisch; da hat mancher den Grund zu einer kleinen Sammlung antiker Münzen gelegt.

Dort bei Tschiblak sah ich auch den ersten türkischen Soldaten. Ein völlig zerklümpter Kerl, an dessen Uniform sämtliche Knöpfe fehlten und kaum noch die ursprüngliche blaue Farbe zu erkennen war, der seine nackten Füße mit rohen Hammelfellen umschnürt hatte, bezeichnete sich selbst stolz als „askari ottomani“ (ottomanischer Soldat). Dann steckte er den Finger in den Mund, gab uns mimisch zu verstehen, daß er Lust habe zu rauchen, und nahm die ihm gebotnen Zigaretten freundlichst an. Ich bekam durch diesen Mann einen seltsamen Begriff von der türkischen Armee. Beim Selamlık freilich, den ich zwölf Tage später in der Hauptstadt mit ansah, waren die Truppen so neu und sauber angezogen, wie nur immer unsre bei einer Parade auf dem Tempelhofer Felde.

Der Rückweg führte uns auf der Südseite des Plateaus durch eine hügelige, idyllische Landschaft, die in der Ferne durch das blaue, noch mit Schnee bedeckte Idagebirge abgeschlossen wurde. Wir wanderten unter lichtstehenden Eichen, unter denen Gerste, Lupinen und Bohnen wuchsen. Die Eichen gehören zu einer Art, deren Früchte essbar sind und in großen Massen auf den Markt gebracht werden. Viele Störche hatten sich zur Nachtruhe auf ihnen niedergelassen und klapperten zum Teil noch ihr Abendlied. Ich zählte auf einem der Bäume dreizehn Stück — abergläubisch scheinen diese klugen Vögel demnach nicht zu sein. Es ist nur wunderbar, daß bei dieser großen Zahl von Störchen die Bevölkerung der troischen Landschaft so dünn ist. Aber wer weiß, wer bei diesen Heiden und Türken die Kinder bringt! Merkwürdigerweise kennt übrigens Homer die Störche noch nicht, der doch Schwäne, Gänse, Kraniche und Reiher nicht selten erwähnt. Wahrscheinlich haben sie sich in der Troas erst eingefunden, seitdem diese versumpft ist, was zu des Priamos Zeiten noch nicht der Fall war.

Am Nachmittag des zweiten Tages sollten die beiden Grabhügel des Nias und des Achilles besucht werden, und zwar zu Pferde. Wiederum rieten mir weise Männer, mein Bein zu schonen und in den Baracken zu bleiben, aber wiederum schien mir Troja nicht der geeignete Ort, Beine zu schonen. Ich bestieg also meinen alten Gaul und ritt mit der übrigen Gesellschaft los. Es sollte eine ereignisreiche Tour werden, auf der wir die Landschaft und vor allem den Skamander gründlich kennen lernten.

Dieser Fluß hat die troische Ebne, die ursprünglich ein Meerbusen war, erst geschaffen. Vom Ida wälzte er seine gelben Gewässer, wegen deren Farbe ihn die homerischen Götter Xanthos (den Blonden) nannten, zu Tal und füllte durch die mitgeführten Sinkstoffe den Meerbusen so weit aus, bis die Strömung der immermehr eingeengten Meeresstraße stark genug wurde, alles, was nun noch herunterkam, hinwegzuführen. Heutzutage wächst also die Ebne nicht mehr. Zur homerischen Zeit mündete der Fluß weiter östlich beim Vorgebirge Rhöteion; man erkennt an den Dünenreihen, die den alten Lauf begleiten, die lange Geschichte, die er hinter sich hat. Der jetzige Fluß, der bei Kum-Kale mündet, hat keine Geschichte und keine Dünen. Zwischen beiden liegt eine dritte versumpfte Mündung, die schon im Altertum den Namen stoma limnes (Sumpfmündung) führte. Der Skamander ist ein schwieriges und gefährliches Gewässer. Er hat viele tote und halbtote Arme und Stränge, die sich aber bei Hochwasser leicht wieder füllen. Dann wird der Fluß so reißend, daß er Baumstämme mit sich führt, und die Flut kann bei starken Regengüssen im Gebiete seines Oberlaufs so plötzlich kommen, daß sie Reisekarawanen überfällt. Wehe dann denen, die gerade mitten in der Furt weilen. Schon mancher ist bei

solchen Gelegenheiten ertrunken. So z. B. der Gatte unsrer Schaffnerin Polyxene, der im Dienste Schlemanns stand und bei einem Ritt durch den Fluß von den plötzlich hereinbrechenden Wellen begraben wurde.

Wir wollten zunächst den Grabhügel des Nias besuchen und erreichten ihn, indem wir am Rande des östlichen Höhenzuges hinritten. Schon hierbei mußten wir zweimal einen Arm des Skamanders passieren. Von den Brücken, die noch auf der Schlemmannschen Karte vom Jahre 1883 ziemlich zahlreich eingezeichnet sind, war nichts mehr vorhanden. Wir mußten überall durch Furten reiten, und wiederum reichten uns die Agojaten jedesmal Gerten zu, ohne daß wir recht gewußt hätten, zu welchem Zwecke. Die Tiere haben nämlich das Gefühl, daß sie im Wasser ihre Last los werden können, und darum die niederträchtige Neigung, sich und den Reiter hineinzulegen. Deshalb muß man sie, sowie es ins Wasser geht, beständig leise peitschen. Außerdem tut man gut, die Füße aus den Bügeln zu nehmen und nach hinten in die Höhe zu ziehen, damit man schlimmstenfalls nicht etwa hängen bleibt. Es wäre besser gewesen, wenn uns diese Verhaltensmaßregeln vorher mitgeteilt worden wären. So erfuhren wir das alles und noch einiges andre erst, nachdem wir mancherlei unangenehme Hineinfälle erlebt hatten.

Bis zum Nias-Tumulus ging jedoch alles gut. Auch die drei Amerikanerinnen, die à cheval gleich Herren mitritten, kamen ungefährdet auf dem Grabhügel an. Von da sahen wir die Ebne mit den drei Flußmündungen und jenseits der letzten die weißen Häuser von Kum-Kale und Senischehr (dem alten Sigeion). Rechts von uns strömte die schnelle Flut des blauen Hellespont, belebt durch zahlreiche weiße Segel. Nach kurzem Aufenthalt ritten wir in die Ebne hinunter und die ganze Strecke entlang, die ehemals das Schiffslager der Griechen eingenommen hatte. Dabei mußten wir alle drei Flußmündungen passieren. Die alte und die mittlere machten, wasserarm und versumpft, wie sie waren, keine Schwierigkeit. Als wir aber oberhalb Kum-Kale zum erstenmal an den eigentlichen „Mendere“ kamen und den breiten, gelben, gurgelnden Strom vor uns sahen, da hielt wohl mancher in unwillkürlichem Schauder das Pferd zurück. Eine der Amerikanerinnen stieg ab und versuchte auf den im Flusse liegenden Flößen ans andre Ufer zu gelangen, blieb aber, da diese selbst nach der Mitte zu überströmt und sehr unsicher zu be- gehen waren, auch nicht bis ans andre Ufer reichten, schließlich verzweiflungsvoll umhersehend stehn und wurde von einem Agojaten zurückgelost. Wir andern ritten inzwischen in weiten Abständen in die „strudelreiche“ Flut hinein, wobei die Tiere leicht schauderten und mit den Füßen tasteten. Sehr bald zwang uns das Wasser, die Beine hochzunehmen, aber es ging uns trotzdem schließlich über die Kniee. Wöllig durchnäßt klangen wir am andern Ufer in die Höhe und ritten dann in langsamem Zuge in Kum-Kale ein.

Diese „Sandstadt“ ist ein ganz türkischer Ort und bot uns ungefähr dasselbe Bild wie die Dardanellenstadt, nur um ein gut Stück primitiver und orientalischer; es ist ein lehmiges, staubiges Nest mit kleinen weißlichen Hütten. Natürlich gab es auch hier Kaffeehäuser mit breiten Pritschen, auf denen sich Turban- oder Festräger mit gekreuzten Beinen und stoischem Gleichmut dem Genuß der Wasserpfeife ergaben. Es scheint, daß diese Gläubigen überhaupt nicht arbeiten, und daß sie Allah ernährt, wie die Sitten auf dem Felde.

Unser Ziel war der Grabhügel des Achilles. Um zu ihm zu gelangen, mußten wir aber, da Kum-Kale eine Seefestung ist, erst die Erlaubnis der Behörde einholen. Während wir unsern Kaffee einnahmen — allerdings nicht auf den Schragen kauend —, begab sich Herr Thiersch, der die Expedition leitete, mit zwei andern zum Ortsvorsteher und trug ihm unser Anliegen vor. Dieser wünschte zunächst zu wissen, von welcher Nation wir seien, und als er hörte, von mehreren, verlangte er eine genaue Aufstellung, welche Nationen vertreten seien, und wie viele zu jeder gehörten. Herr Thiersch schreckte uns also plötzlich von unserm Kaffee auf durch den Ruf: „Antreten nach Nationen!“ Das war nun aber gar nicht so einfach, wie

es erschien. Thiersch wollte die Holländer und Dänen der Einfachheit halber gleich mit zu den Deutschen stellen. Das verboten sich diese entschieden. Die Ungarn weigerten sich kategorisch, mit den Österreichern zusammengetan zu werden, der Pole, der Ruthene, der Tscheche verlangten gesonderte Aufführung, und ein Deutsch-Russe schwankte, ob er zu den Deutschen gehen oder die russische Nation repräsentieren sollte; er entschied sich für das letzte, weil er glaubte, der russische Name werde dem Türken besonders imponieren. Endlich waren alle Nationen und Nationchen abgezählt und aufnotiert, und der „Obertürke“ erteilte nun, nachdem er den ihm eingehändigten Zettel lange verständnislos hin und her gewandt hatte, zögernd die Erlaubnis.

Wir setzten uns also in Bewegung, und zwar, da der Tumulus nicht weit vom Orte liegt, zu Fuß. Aber kaum waren wir einige hundert Schritte weit vorgeedrungen und wollten eben den Hauptplatz betreten, auf dem wir eine kleine Moschee und ein paar grüne Bäume sahen, als uns das Schicksal in Gestalt eines Soldaten entgegentrat, des Postens vor der Kaserne am Plage. Er rief mir, der ich ruhig an ihm vorbeigehen wollte, mit sehr bezeichnender Handbewegung ein energisches „opisso!“ (zurück) zu, blieb dann mit geschultertem Gewehr vor uns stehen und ließ sich auf keine weiteren Verhandlungen ein. Vermutlich verstand er nur die wenigen Worte Griechisch, die zum Verbieten unumgänglich nötig sind. Unser sich rasch steigender Unwille ließ ihn kalt.

Jetzt kam ein Offizier die Straße neben dem Plage herauf, rief, als er uns bemerkte, einem andern Soldaten einige Worte zu und trat dann hinter eine dicke Pappel. Der Soldat brachte ihm aus der Kaserne seinen Säbel und schnallte ihn ihm um, und nun erst, solchergestalt kriegerisch adjustiert, trat der Offizier — es war ein blutjunger Leutnant — mit der vollendeten Gravität und dem Selbstbewußtsein eines Paschas zu den drei Rosschweifen auf uns zu. Mehrere Soldaten folgten ihm. Thiersch setzte ihm unser Begehren auseinander; er aber erwiderte, unterhalb des Hügels liege eine neue Batterie, deshalb sei es unmöglich, daß wir diesen besuchten. Als sich Thiersch auf die Erlaubnis der Ortsbehörde berief, lachte ihm der Offizier ins Gesicht und sagte: „Wenn du mir eine Bescheinigung vom Seraskeriat (Kriegsministerium) in Konstantinopel vorweist, Effendi, so werde ich dir und deinen Genossen den Zutritt freigeben, sonst nicht.“ Dabei blieb, der kranke Mann war einmal wieder gerettet, für uns aber hieß es opisso! Auf den Gesichtern der Ortseingewesenen lag es wie Schadenfreude, als wir uns wieder auf die Gänge schlangen und im Abreiten wehmütig den Kantus anstimmten: Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus. Mir persönlich war allerdings dieses charakteristische Erlebnis wertvoller als der Tumulus des göttlichen Achilles und seines Freundes Patroklos zusammengenommen. Sind doch beide schon von Schliemann angegraben und leer gefunden worden, also Renotaphe gewesen.

Thiersch gab nun die Lösung aus: „Nach Kallifatli, zum griechischen Volksfest!“ Kallifatli ist ein Dorf südwestlich von Hissarlik. Dorthin ging nun unser Ritt durch die öde kahle Ebene mit ihren dürren Feldern. Wiederum mußten wir durch den Mendere reiten, und dabei passierte es zum erstenmal, daß sich eins der Pferde ganz gemächlich ins Wasser legte. Den Deutsch-Russen traf dieses Unheil, vielleicht zur Strafe für seine „Deutschverleugnung“ beim Nationalitätenappell. Bedenklich war, daß er bei diesem unfreiwilligen Bade anfangs im Steigbügel hängen blieb. Völlig durchnäßt mit engangeklebten Kleidern mußte er weiterreiten. Der starke Nord trocknete ihn jedoch bald, konnte ihm freilich den weggeschwommenen Hut nicht wiederbringen.

Noch einmal mußten wir einen Arm des Skamander passieren und ritten dann, das steil aus der Ebene aufsteigende Hissarlik mit seinen Schuttkegeln links liegen lassend, auf Kallifatli zu. Schon vor dem Orte stießen wir auf die Panigyris (Festversammlung). Eine uralte Platane stand auf einem weiten Rasenplan. In ihrer Höhlung bargen sich drei Musikanten, die mit einer Gitarre und zwei Blas-

instrumenten ein schnarrendes, klimperndes Geräusch hervorbrachten, das in der That eine entfernte Ähnlichkeit mit Musik zu haben schien. Vor ihnen war der Kaffeeshank errichtet, ein kleiner Kochherd, Holzkohlen, Kannen und Täßchen. Wir kamen leider gerade erst an, als der Tanz zu Ende ging. Die Mädchen trugen Kleider nach europäischem Schnitt, sehr buntfarbig, rot, grün, blau, viele auch strahlend weiß. Am Hals, auf der Brust, in den Ohren prangte stattlicher Goldschmuck. Diese Neigung der troischen Frauen, sich mit Goldstaat zu behängen, hat sich also in ununterbrochener Folge von den Bewohnerinnen der zweiten Stadt bis auf unsre Zeit von einem Geschlecht zum andern vererbt, fünf Jahrtausende lang. So unänderlich ist die Natur des Weibes.

Die Festteilnehmer schwangen sich bei unsrer Ankunft gerade zum Nachhausereiten auf ihre Pferde, auf je eins immer ein Paar, er vorn, sie hinten, sich an ihm festhaltend. Überall herrschte Jubel und Lachen, und dazwischen knallten Pistolenschüsse. Neben Stuten trabten ihre Füllen frei einher, die Hengste waren viel feuriger und ungebändigter als unsre Mietzsgäule, aber die jungen Griechinnen fürchteten sich nicht; mochten sich die Tiere noch so sehr bäumen und schlagen, sie hielten sich einfach an ihren Liebsten fest und vertrauten deren sicherer Hand. Wir trafen zu unsrer angenehmen Überraschung auf diesem Festplatz auch unsre beiden deutschen Damen und einige von unsern Herren, die sich direkt von Hissarlik zu Fuß hierherbegeben hatten. Wir zogen dann alle zusammen in das Dorf selbst hinein, um von dem Fest so viel wie möglich mitzunehmen. Auf dem Platz in der Mitte wurde noch getanzt, natürlich nach griechischer Art, d. h. im Kreise hin und her getreten, wobei jedoch die Tanzenden, um jede Berührung zu vermeiden, Taschentücher zwischen je zwei Hände nehmen. Unsre Damen sahen zuerst zu und konstatierten mit Befriedigung, daß die europäischen Laster des Puderns und Schminkens auch schon diese Naturkinder infiziert hatten. Dann aber genügte es ihnen nicht mehr, als müßige Zuschauerinnen am Markte zu stehen, die Amerikanerinnen engagierten ihre Herren, und im Handumdrehen wurde der orientalische Reigentanz von einem occidentalischen Rundtanz durchbrochen. Sogar eine Quadrille wurde riskiert. Mir juckte es natürlich in den Füßen, mitzutun, aber der brennende Schmerz in meinem rechten Bein zwang mich auf einen Strohschemel nieder. Ich fand meinen Trost in dem herrlichen Tenedoswein, den der Gastwirt verschenkte, und schaute mit der Ruhe des Weltweisen auf das bunte Treiben vor mir.

Die Griechen hatten, als sie die Europäer tanzen sahen, ihren Neigen aufgelöst und schauten nun mit offenen Mündern auf die tanzenden Paare. So etwas hatten sie offenbar noch nicht gesehen, und das enge Sichaneinanderstürzen schien ihnen sicherlich anfangs anstößig, doch ging die etwa vorhandne sittliche Entrüstung sehr bald in dem allgemeinen Jubel zugrunde. Das ganze Dorf drängte herzu, und nicht allein der Platz selbst war dicht mit Menschen besetzt, sondern auch die Fenster und die Dächer der Häuser, ja sogar auf die Gipfel der Bäume kletterten die Burschen, um den losen oder vielmehr allzu geschlossenen Tanz der ausgelassenen europäischen Gesellschaft zu schauen. Die Musikanten arbeiteten aus Leibeskräften, und als der Wirt mit einem Krug Krasi (Wein) umherging und jedem, der da wollte, unentgeltlich einschenkte, erreichte die Begeisterung ihren Höhepunkt.

Doch es begann zu dunkeln, und wir mußten uns beeilen, wenn wir noch vor völliger Nacht zu unsern verwunschnen neun Städten zurückkommen wollten. Auch die Griechen brachen auf und setzten sich paarweise zu Rosß. Das letzte, was ich sah, war, daß ein emporsteigender Hengst das auf ihm sitzende Liebespaar von hinten gegen eine Mauer rannte. Die Trojanerin beugte sich so weit wie möglich nach vorn und glitt dann sanft vom Rosse. Noch einmal, zum siebenten mal an diesem Tage, mußten wir durch den strudelreichen Skamander reiten, dann gelangten wir in scharfem Trabe wieder auf unserm Burghügel an, wo Polygene schon mit dem Arnakiabendbrot auf uns wartete.

Die Nacht war recht eigentümlich für mich. Der Wind war zum Sturm ge-

worden und pfiß kalt und schneidend durch die Türspalten auf meine drei Mäntel. Schlimmer aber war, daß ich deutlich spürte, daß meine Wunde nicht nur nicht besser, sondern entschieden schlimmer geworden war. Ein Wunder war das nicht. Denn der Arzt in Konstantinopel sagte mir, daß das Herumklettern und besonders das Reiten „das reine Gift“ für mich gewesen wäre. Solche Weiwunden heilten nur, wenn man den Blutzufluß hindre, indem man das Bein hochlege und ruhig halte. Am nächsten Nachmittag sollte nun nach Bunarbaschi geritten werden. Es war mir jedoch trotz aller Vernunftgründe nicht möglich, zurückzubleiben. „Heilen lassen kann ich mich immer noch, Bunarbaschi sehen nur heute,“ sagte ich denen, die mich graulich machen wollten.

Um ein Uhr ritten wir los, über Berg und Tal südwärts. Wir kamen über den Hof des Landgutes des Herrn Calvert und besuchten den im Garten liegenden Hanat-Tepe, einen stattlichen Hügel, der aber kein Tumulus, sondern eine alte Wohnstätte ist. Schliemann und Calvert haben in ihm verschiedene Schichten der Besiedlung aufgedeckt und vermuten wohl mit Recht, daß er die Stätte der schon von Homer erwähnten Stadt Thymbra sei. Das hübsche Landgut mit seinem wohlgepflegten Garten liegt oben auf einem Berge und fällt schon aus der Ferne durch sein saftiges Grün angenehm ins Auge. Bald hinter dieser erquickenden Dase erwartete uns unser Freund von gestern, der Skamander, in seiner ganzen gelben Wildheit. Heute war er ungalant oder vielmehr galant genug, sogar eine Dame an seinen Busen zu ziehen. Unmittelbar vor mir ritt eine junge Amerikanerin in den türkischen Strom, à cheval und ohne Hut, die Fülle ihrer locker aufgesteckten blonden Haare waren ihr Hut genug. Kaum aber spürte ihr Roß das erquickende Naß um den Bauch, da legte es sich einfach auf die Seite, und die Miß versank mit leisem Aufschrei in den kühlen Fluten. Der Agojat zog sie heraus. Als ich am andern Ufer in die Höhe ritt, schaute ich mich nach ihr um und sah, wie sie auf dem steilen Rande des verlassenen Ufers saß, die Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte und eben ihr goldnes Haar zwar nicht mit goldnem aber doch mit einem Kamme kämmte — eine ins Wasser gefallne Lorelei. Eine halbe Stunde später trabte sie schon wieder an mir vorbei, die nassen Kleider klebten ihr am Leibe, als habe sie einem Bildhauer als Modell zu einer Gewandstatue gedient, und die Haare flogen ihr im Winde wie einer Walküre — der ganze wilde Westen. Ich sagte zu ihr:

Aber, mein Fräulein, fürchten Sie sich denn gar nicht, so naß in diesem kalten Winde zu reiten?

Was soll ich tun, erwiderte sie mit stark englischem Accent, sitzenbleiben ist noch schlimmer.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, sitzenbleiben ist für junge Damen immer schlimm.

Sie hatte durch diesen kühlen Heroismus mein Interesse erregt, und ich fragte sie, ob sie trotz ihrer Jugend schon Lehrerin sei. Sie antwortete:

In Chicago Lehrerin, aber jetzt — Student. Daß sie bei dem letzten Worte die Femininendung wegließ, fand ich durchaus berechtigt. Denn auch der flotteste Mensurengänger hätte sie an Männlichkeit und kalter Ruhe nicht übertreffen können. Und doch — die beiden deutschen Damen, die auf Calverts Farm geblieben waren und dort Inschriften abklatschten, waren mir lieber.

Mittlerweile waren wir am Balidagh angekommen und ritten nun langsam den kahlen, steinigen Berg hinan. Oben am Abhang liegen mehrere Grabhügel, von denen einer der des Priamos, ein anderer der des Hektor genannt wird. Das ottomanische Museum zu Konstantinopel ließ hier, um sich einen guten Namen zu machen, „Ausgrabungen veranstalten.“ Sechs bis sieben Arbeiter schaufelten und hackten unter der Aufsicht eines unteroffiziermäßig aussehenden Kerls in der Erde herum. Es war ein Jammer zu schauen. Unsere Archäologen von Fach waren außer sich. Denn wo diese Leute gegraben haben, da ist jede wirklich wissenschaftliche Aufnahme des Tatbestandes für immer unmöglich gemacht. Auf dem Berge

findet sich auch einiges dürftige Mauerwerk aus verschiednen zumeist sehr jungen Zeiten, aber kein tiefer Schuttboden, wie er durch längere Besiedlung entsteht. Auch auf dem andern Ufer des Skamander hat man eine ähnliche Anlage gefunden. Es hat also an dieser wichtigen Stelle schon in alter Zeit zwei das Tal abschließende Burgen gegeben.

Der Balidagh hat zwei Gipfel. Von dem zweiten, der etwa 150 Meter hoch ist, sahen wir in die Gebirgslandschaft hinein und hinunter in das tiefe Tal des Skamander, der um die nächste Bergecke wie ein Tiger geschossen kam und seine unheimliche gelbbraune Flut zwischen den Bergen pfeilschnell dahinwälzte. Flöße, aus den Wäldern des Ida gehauen, trug er auf seinem Rücken. Wenn es auch an den Berghängen und in den Talfalten nicht an bebauten Feldern fehlte, so machte die Gegend doch einen idyllisch-wilden Eindruck. Nichts Reguliertes, Abgezirkeltes, Eingezwängtes. Frei floß der Strom, und frei wuchsen die Eichen über der Saat, die zu wachsen schien, nicht wo der Mensch, sondern wo sie selber wollte. Leider kann man den Ida von diesem Gipfel aus nicht sehen. Sehr schön tritt dagegen die Insel Tenedos mit ihrem niedrigen Spitzegel hervor.

Wir hatten unsre Pferde unterhalb des Gipfels gelassen, bestiegen sie wieder und ritten hinunter in das Dorf Yunarbashi. Das klägliche Café, in dem wir einkehrten, war erst kürzlich durch türkische Freskomalerei geschmückt worden. Der Künstler hatte Blumentöpfe gemalt, aus denen sich Schlinggewächse bis zur Decke emporrankten. Dazwischen prangten langgezogene Palmenwedel und dünne Cyressen. Das Ganze sollte den stumpfsinnigen, auf den Schragen hockenden Dorfältesten die Idee erwecken, als säßen sie in einer herrlichen, grünen Gartenlaube.

Weiter ritten wir an dem linken Höhenzuge entlang zu den vierzig Quellen. Diese sind eigentlich nicht Quellen, sondern Skamanderwasser. Das obere Tal dieses Flusses war nämlich ursprünglich ein See, der seine unterirdischen Abflüsse hatte. Auch jetzt noch sinkt sein Wasser oberhalb des Durchbruches in die damals gebildeten Kanäle und kommt in jenen Quellen zutage. Das Wasser ist deshalb schlecht und lau, wird aber doch getrunken und natürlich von den Yunarbashierinnen auch zum Waschen benutzt. Für die Trojanerinnen dagegen (vorausgesetzt, daß das alte Troja auf dem Balidagh gelegen hätte) würden die Quellen zum regelmäßigen Gebrauch viel zu weit entfernt gelegen haben. Wir trafen eine ganze Anzahl waschender Weiber und machten auf dem Waschplatze zwischen zweien der aus dem Berge in Armesstärke hervorschießenden Quellen einige Augenblicke Halt.

Als bald begannen die Hengste sich zu beißen und zu schlagen. Ich erhielt plötzlich von dem Hinterteil eines der Nachbarrosse, auf dem ein Herr aus Bayern saß, einen fürchterlichen Stoß gegen den Oberschenkel. Mein Tier stieg mit den Vorderbeinen sofort in die Luft, und im nächsten Augenblick sah ich die beiden blinkenden Hufeisen des feindlichen Gauls über meinen Kopf geschwungen. Jetzt gilt's das Leben! — durchzuckte es mich, und von einer Art Instinkt getrieben warf ich mich nach der linken Seite vom Pferd auf die Erde. Ich stürzte auf das Knie meines schon zweimal verwundeten Beines. Auch mein Pferd stürzte, und im nächsten Moment wälzten sich zwei Rosse und zwei Reiter auf der Erde herum. Die Ajojaten schrieten und gestikulierten, aber keiner wagte zuzugreifen. Als ich mich erhob, merkte ich sofort, daß nun auch mein Knie verletzt und so die richtige Verbindung zwischen der Verwundung des Ober- und des Unterschenkels hergestellt war. Der Bayer aber sagte, den abgefallnen Hut wieder aufsetzend: „Nur nicht wieder so eine Versammlung von Rössern!“ Das war der gefährlichste Augenblick meines Reiterlebens. Ich muß gestehn, ich fing jetzt an, davon genug zu haben, und die Überzeugung erwachte in mir, daß wenn mir noch etwas passierte, es kein gutes Ende nehmen würde. Dörfelfeld sagte nachher, als er von dieser Hippomachie hörte: „Man darf die Tiere nie nebeneinander stehn lassen, sondern muß sie immer in Gang erhalten, sonst werden sie unruhig.“ Ja, wenn wir das nur früher gemußt hätten!

Und nun wandten wir uns zur Umkehr. Zwei Stunden lang mußten wir durch die grüne Einsamkeit reiten, noch einmal auf langer schräger Furt den Skamander passieren. Als wir an dem Dorfe Tschiblak vorbeikamen, hörten wir lautes Geschrei und Schüsse. Ich dachte schon an Kampf und Überfall. Allein die Agojaten sagten, es sei nur eine „Chará,“ ein Fest, und bald erschienen am Dorfrande, Gespenstern gleich, weißverhüllte Mohammedanerinnen. Gestern feierten die Griechen, heute die Tscherkessen, es geht lustig zu in der alten Troas!

Da noch etwas Zeit zum Abendbrot war, so bat ich den Agineten, mir, nachdem wir heute so viele falschen Quellen gesehen hatten, die echte Quelle von Ilios zu zeigen. Gern willfahrte er mir und führte mich hinunter zum westlichen Abhang des Burghügels nur wenige hundert Schritt vom südlichen Haupttor der Stadt, das Homer „das fläiſche“ nennt. Dort hat Schliemann einen in den Berg getriebenen Stollen gefunden, der sich im Innern in drei Gänge teilt; in jedem kam bei der Ausräumung schönes Trinkwasser zutage. Hier lagen die „breiten, schönen, steinernen Waschplätze, wo die Gattinnen und schönen Töchter der Troer zu waschen pflegten, zuvor im Frieden, bevor die Söhne der Achäer kamen.“ Jetzt gibt es hier nur noch kaltes Wasser, aber bei der vulkanischen Natur der Landschaft ist nicht ausgeschlossen, daß hier ehemals auch eine „von warmem Wasser floß und ringsum von ihr ein Rauch aufstieg wie von brennendem Feuer.“ Wenn aber Homer diese Quellen als „Quellen des Skamander“ bezeichnet (Il. 22, 48), so kann das nur bedeuten: Quellen, die in den Skamander fließen. Schließlich sind ja alle Quellen, die in einen Fluß fließen, zugleich dessen Quellen, da sie sein Wasser vermehren. Wollte man die homerische Bezeichnung wörtlich nehmen, so müßte man Ilios auf die Abhänge des Ida verlegen; denn dort erst sind die Quellen des Stamanders im geographischen Sinne zu finden.

Wir beide setzten uns an den Eingang des alten Quellhauses, dem spärliches aber klares Wasser entrieselte. Ein wilder Feigenbaum brettete seine Äste über der Öffnung, vor dem Eingang und an den Seiten rankte sich wildes Brombeergestrüpp; grüne Gräser und rötliche Anemonen schaukelten im Winde. Gerade vor uns ging die Sonne zur Küste und hob den Spitzkegel von Tenedos und den Zackigen Riesen von Samothrake in dunkeln scharfen Linien vom schimmernden Horizont ab. Über dem dunkelblauen Strom des Hellespont glänzten schon die elektrischen Leuchtfeuer von Europa, das künstliche moderne Licht neben der uralten, ewigen Sonne Homers. Die tiefste Ruhe lagerte über der weiten Ebne, und eine fast feierliche und zugleich wehmütige Stimmung erfüllte unsre Herzen. Solche Schönheit und solche Vergänglichkeit!

5. Die Abreise von Troja

Es war der letzte Abend, den wir auf dem Boden der heiligen Ilios gemeinsam zubrachten. Am andern Morgen sollte sich die kleine Reiterſchar auf Nimmerwiederzusehens trennen. Etwa ein Duzend wollten trotz Pest und Quarantäne nach Konstantinopel gehn. Diese mußten früh abreiten, um womöglich noch an demselben Tage in der Dardanellenstadt ein Schiff zu finden. Eine größere Zahl wollte nach Athen zurück; diese hatten Zeit bis zum Nachmittag, da ihr Schiff erst am nächsten Morgen abging. Dörpfeld, Berger, Thiersch und die beiden deutschen Damen wollten noch einige Tage in Troja bleiben, um Studien und Aufnahmen zu machen. Die beiden jüngern Herren wollten dann noch das wilde Idagebirge mit seinen Schneegipfeln, seinen rauschenden Quellen und seinen dichten Eichenwäldern auf einer mehrtägigen Tour besuchen. Diesen hätte ich mich am liebsten angeschlossen, aber der Zustand meiner offenen Wunde verbot ein solches Unternehmen gebieterisch. Ich fühlte deutlich, daß ich das ewige Reiten nun einstellen mußte, wenn die Geschichte nicht ernst werden sollte. In den Waldschluchten des Ida gibt es auch keinen Machaon und keinen Podalkrios, man verläßt sich dort heutzutage auf Allah, und dessen Name gewährte mir keine ausreichende Garantie. So beschloß ich, mich der Kreuzfahrt gegen Konstantinopel anzuschließen.

Der letzte Abend wurde noch recht lustig, ja fast zu lustig. Denn der Deutsche ist nun einmal äußerlich nie vergnügter, als wenn er innerlich eine gewisse Wehmut fühlt. Der Wein der Polygene wurde nicht geschont, und das „morgen können wir's nicht mehr, darum laßt uns heute leben,“ klang durch alle die zahlreichen Reden hindurch, die zum Nachthimmel und zum ruhigen Deckbalken des Gemachs emporstiegen. Die Herzen gingen gegeneinander auf. Aber auch an Reibungen fehlte es nicht. Es gibt Menschen, denen in erregten Stimmungen eine leichte Händelsucht ansteigt, vielleicht eine Folge studentischer Sitten. So schraubte in einem Toaste auf Dörpfeld jemand einen andern, der sich vor dem Reiten etwas gescheut hatte, mit seiner Angst vor dem „trojanischen Pferd.“ Darauf erhob sich der Geneckte und sagte, er wolle einmal das trojanische Pferd mit dem Borredner vergleichen. Beide ragten hoch über die gewöhnlichen Sterblichen empor, das trojanische Pferd habe aber in seinem Leibe Helden gehabt, der Herr Borredner dagegen nur — Kohl. Das war etwas kräftig, aber schließlich — wir standen auf dem Boden, wo sich sogar die Helden schimpften, und Paris hatte hier noch ganz andre Dinge einstecken müssen. Dörpfeld erhob sich von seinem kurulischen Schliemannsessel und lenkte die Gedanken durch einen Toast auf die abwesende Frau Sophie Schliemann ab, und das Lied: „O alte Burschenherrlichkeit,“ in das auch die Amerikaner einstimmen, die ja alle in Deutschland studiert hatten, tönte weit hin durch die ambrosische Nacht. Staunend mochten es die Geister der zeusentsprossenen Helden und weißarmigen Königsfrauen vernehmen, vorausgesetzt, daß sie die Stätte ihrer ehemaligen Freuden und Leiden nächtlicherweise nach Geisterrecht umschwebten. Das „o quae mutatio rerum!“ war ihnen dann sicher aus der Seele gesungen.

Am andern Morgen beim Frühstück erteilte Dörpfeld mir als dem Ältesten einige Weisungen für die Führung der konstantinopolitanischen Expedition, soweit überhaupt eine Führung notwendig sei. Vor allen Dingen dürfe den Ugojaten kein Trinkgeld verabreicht werden, sie seien schon überreichlich bezahlt. Wenn sie noch etwas verlangten, solle ich nur sagen inne pliroméno (es ist bezahlt). In der Dardanellenstadt sollte ich mich zum italienischen und französischen Konsul Monsieur de Caravel begeben, der habe bei dem Besuche des Kaisers einen deutschen Orden bekommen und sei dadurch den Deutschen zu Gefälligkeit und Auskunfterteilung verbunden. Im übrigen brauchte ich nur zu fragen: Pote fevji to proto vapori dia tin polin (wann geht der nächste Dampfer nach der Stadt)? Darauf werde mir auf der Straße jeder Erwachsene Antwort erteilen können. Wir könnten übrigens mit Sicherheit darauf rechnen, daß noch heute Abend ein Dampfschiff „nach der Stadt“ gehn werde. Um sieben Uhr saßen wir zu etwa fünfzehn Mann auf den Säulen und reichten dem lebenswürdigen Leiter mit herzlichem Dank und den Genossen mit guten Wünschen für die Weiterreise die Hand zum Abschied. Die Damen winkten uns noch einen Gruß, und fort ging's den Burghügel hinunter und über den Simois.

Auf den Freudenbecher folgte nun, wie so oft im Leben, der bittere Nachgeschmack, und eine Art Ragenjammerstimmung bemächtigte sich unser. Die Sonne brannte heiß hernieder, und mir tat eigentlich alles weh, das Bein vom Unterschenkel an, der ganz niederträchtig geschwollen war, durch das Knie hindurch bis zum Oberschenkel, außerdem aber auch von dem vielen Reiten das Kreuz und die Hüften. Sehr bald gesellte sich dazu als schlimmster Feind die unsagbare Schlafmüdigkeit, die den, der unter südlichem Himmel reitet, ergreift, sobald die Sonne längere Zeit seinen Nacken bescheint. Es war mir, als flimmere der Horizont, und ich schwankte auf meinem Gaul in ganz bedenklicher Weise hin und her. Dazu die fürchterliche Langsamkeit. Die Pferde, die sich in den letzten Tagen hinreichend ausgetobt hatten, waren durch keine Macht der Erde zu einer schnellern Gangart zu bringen. Eins hinter dem andern, oft in weiten Abständen, so zottelten sie langsam fürbaß. Wie im Traum zog die grüne Eichenlandschaft an mir vorüber, dann kamen die jetzt fast menschenleeren Straßen von Erenkoi, und dann der endlose Weg am Strande entlang. Der weiße Leuchtturm jenseits der großen Bucht wollte und wollte nicht näher

kommen. Gespenstisch glitten Kamelkarawanen an mir vorbei, wie durch einen Schleier erkannte ich die Stelle, wo mich der Huf getroffen, und den Wegrand, an dem ich gefessen und mein Blut abgewischt hatte. Dann merkte ich, wie mir der Ugojat eine Gerte in die Hand drückte, es rauschte unter mir, das letztemal gings durch einen Fluß. Endlich, endlich nach acht qualvollen Stunden ritten wir in die Dardanellenstadt ein. Noch immer stand der Hornist an der Kaserne und blies noch immer dieselben mißtönenden Signale, noch immer heulten die Straßenhunde, noch immer saßen die Türken in den Cafés und schmauchten.

In einer engen Gasse an einer kleinen Hintertür, über der die Worte geschrieben standen: *xenodochion tôn xenon* (Gasthaus der Fremden), hielten unsere Pferde. Wir sprangen ab und wurden sofort von den Ugojaten umdrängt, die mit geöffnerten Händen nach Batschisch schrien. Mein wohlgelerntes „*inno pliro-méno*“ half gar nichts. So zahlten wir denn jedem der Kosselenter ein kleines Silberstück in die Hand. Sie wurden dadurch zufriedengestellt und zogen ab, ließen aber die Pferde einfach auf der Straße stehen und uns dazwischen. Früher hätten wir kein Arg dabei gehabt, durch die mannigfaltigen Zwischenfälle der letzten Tage waren wir doch aber kopfscheu geworden und drückten uns mit großer Vorsicht an den wohlbehuften Pferdebeinen vorbei, bald hier bald da ein Hinterteil sanft zur Seite drängend. Jeder, der aus der drangvoll fürchterlichen Enge heraus war, atmete erleichtert auf. Ich wandte mich nun an mehrere der umherstehenden, uns stumpfsinnig betrachtenden Kerle mit der Dörpfeldschen Frage: „*Pote fevji to proto vapori dia tin polin?*“ konnte aber aus dem wirren Durcheinanderreden der Leute nicht klug werden und beschloß darum, zu Herrn de Caravel zu gehn.

Ein Kerl, den ich dazu aufforderte, führte mich, und zwar, da mir nach dem langen Mitt das Gehen sehr beschwerlich war, bei der bekannten Tücke, die das Schicksal bei solchen Gelegenheiten immer ausübt, bis ans äußerste Ende der Stadt. Das Pflaster war so schlecht, daß jeder Schritt wehe tat, die Mittagsonne machte die Straßen zum Backofen, die Haremsgitter der mohammedanischen und die Perfiennen der griechischen Häuser verliehen der Stadt einen verschlossenen, ausgestorbenen Charakter, um so mehr, als sich zu dieser Tageszeit kaum ein Mensch auf der Straße zeigte.

So wandelten, Gespenstern gleich, der Orientale und der Abendländer mit-sammen durch der Straßen lange, ja überlange Zeile, bis wir an einem blendend weißen Hause des äußern, vornehmern Stadtteils Halt machten. Der Türke zog die Klingel, empfing sein Batschisch und ging. Ich stand allein auf weiter Flur, und niemand öffnete mir. Endlich nach langem Warten und wiederholtem Klingeln tat sich die Tür auf, und ich trat in einen geräumigen dunkeln Vorsaal, der offenbar zugleich als Eßzimmer diente. Vor mir stand eine häßliche Magd, die mich ebensowenig verstand wie ich sie. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen machte mir die Person ein Zeichen, mich zu setzen, und verschwand im Hintergrunde des dämmrigen Gemachs. Da saß ich nun in der Dardanellenstadt im „Vorsaal eines Reichens“ und wartete und wartete. Im Orient hat man Zeit, viel Zeit, immer Zeit. Ungeduld ist dort das übelangebrachteste Ding von der Welt. Endlich tat sich die Tür auf, und es erschien ein weibliches Wesen, die mir die Frau des Hauses zu sein schien. Ich sprach sie zunächst französisch an, ihr Achselzucken aber bewies, daß sie das nicht verstand. Auf Italienisch war dagegen eine notdürftige Verständigung möglich. Ich erfuhr von ihr zunächst, daß Herr Caravel unwohl sei und keinen Besuch empfangen könne — seine Krankheit hieß offenbar *Siesta* —, ferner daß sie selbst über die Dampfer gar nichts wisse, und endlich, daß ich mich zur Agenzia begeben solle, wo ich alles Wünschenswerte und noch etwas mehr erfahren werde.

Einsam wandte ich die weiße tote Gasse, die ich gekommen, wieder hinab und ließ mich von dem ersten besten Menschen nach der Agentur führen. Diese war aus ihrem bisherigen Hause soeben verlegt worden, und mein Führer mußte sich erst nach dem neuen Quartier durchfragen. Dort angekommen, traten wir in ein

noch uneingerichtetes Zimmer, wo Kisten, Schränke, Möbel umherstanden. Aber ich sah inmitten des Chaos einen jungen Europäer, der mich in fließendem Französisch anredete, womit mir ein wahrer Stein vom Herzen fiel. O heiliger Segen einer weitverbreiteten Kultursprache, die du den Menschen dem Menschen gefellst! Mit französischer Politesse nötigte er mich, auf einer der Kisten Platz zu nehmen, und eröffnete mir dann, daß der nächste sichere Dampfer ein Russe sei, der aber erst am andern Morgen um fünf Uhr gehe. Immerhin sei möglich, daß am heutigen Abend noch ein kleines griechisches Frachtschiff durchkäme, doch könne ich nicht darauf rechnen. Merkwürdigerweise war auch sofort der russische Agent zur Stelle, ein schlauer Grieche, der mir sofort Billetts in beliebiger Anzahl zur Verfügung stellte. Das erweckte in mir Bedenken, ich sagte ihm, ich wolle lieber erst die etwaige Ankunft des Griechen erwarten. Darauf empfahl ich mich dem Franzosen, ließ mir von dem russischen Agenten sein Bureau zeigen — bis sechs Uhr werde er es für uns offen halten —, entlohnte meinen Führer und humpelte durch die Gassen nach dem xenodochion ton xenon zurück.

Hier waren die Pferde sowohl wie die Menschen verschwunden, nur unser Gepäck lag im Hausflur aufgeschichtet. Von einem sichern Instinkt getrieben fischte ich aus dem Haufen meine Tasche und meine gerollte Decke heraus, suchte mir oben im zweiten Stock ein einbettiges, kleines, getünchtes Zimmer und legte meine Sachen auf das Bett. So hatte ich mir für die Nacht auf alle Fälle eine Schlafstätte gesichert. Dann erkundigte ich mich, wo die kyrii (Herren) wären. Man wies mich in die Hauptstraße in ein Hestiatorion (Speisewirtschaft).

Dort fand ich die Genossen denn auch beim Mahle sitzend. Da ich seit Morgen nichts gegessen hatte, und es jetzt vier Uhr sein mochte, so spürte ich plötzlich einen gewaltigen Hunger. Das Hestiatorion wurde von zwei alten Jungfern gehalten. Fett und aufgeschwemmt, mit großen Brillen und ansehnlichen Bärten, wie solche dem orientalischen Weibe im Alter anfliegen und leicht etwas Hegenartiges verleihen, standen sie hinter dem Büfett und schossen ab und zu mit einem Besen bewaffnet hervor, um die Schuhputzjungen zu verjagen, die sich beständig von der Straße her einschlichen und unter den Tischen meuchlings Stiefel zu wischen begannen. Das enge Lokal war mit brenzlichem Fettdampf erfüllt, die Tischtücher und Servietten von Saucen und Weinflecken getigert, die Teller, die man bekam, zeigten noch Talgreste von der letzten Hammelportion. Denn etwas anders als Anakt gab es selbstverständlich auch hier nicht, und da die Damen auf eine solche Menge Besucher nicht eingerichtet waren, so ließen sie, als das Fleisch zur Reige ging, auch Knochen, Haut und Sehnen portionsweise anrichten. Ich hielt mich also an den höchst sauern Salat, das Brot und den Wein.

Nach dem Essen begann eine allgemeine Geldwechselei. Das ist ein wichtiges und schwieriges Geschäft in der Türkei. In der Hauptstraße stehn zahlreiche Wechslertische halb auf der Straße, halb im Laden. Man zeigt nun einem dieser Geldmakler einen Napoleon. Dann nennt er die Summe, die er dafür geben will. Scheint einem die zu gering, so geht man zum nächsten, bis man ungefähr den Kurs heraus hat. Erklärt man sich dann bereit, das Geschäft zu machen, so zählt einem der Wechsler in langen Reihen alle möglichen Geldsorten auf, die man zunächst natürlich nicht kennt. Man läßt sich also die Medschidsche, die Fünf-, die Zwei- und die Einpiasterstücke zeigen, dann das Kupfergeld und das „Metallik.“ Dann addiert man die ganze Geschichte, was bei der türkischen Währung, wo Medschidsches, Franken, Piaster und Paras durcheinander gehn, keineswegs einfach ist. Zuletzt sieht man jedes Geldstück genau auf seine Prägung an. Denn in der Türkei sind abgegriffne Münzen gesetzlich ungiltig, dem Fremden werden aber natürlich gerade mit Vorliebe diese alten Ladenhüter zugeschanzt. Man mustert also alle verdächtigen Stücke aus und verlangt bessere, die der Händler schließlich nach einigem Grunzen auch darreicht. Später erweist sich dann doch die eine oder die andre Münze als ungiltig. Wir erhielten in den Dardanellen eine Menge Kupfer- und Blechstücke, die je eine oder zwei Para gelten sollten (gleich vier bis

acht Pfennige) und in den Dardanellen auch tatsächlich dafür genommen wurden, sich in Konstantinopel aber als wertlos erwiesen. Die Kupferparas, hieß es, seien schon seit einigen Jahren gesehlich außer Kurs gesetzt, würden aber in den Provinzen noch gebraucht, die Blechparas aber gälten nur in einzelnen Teilen Asiens, in Konstantinopel seien es wertlose Blechmarken. Durch solche Erfahrungen lernt man die Segnungen der vielangefandenen Goldwährung erst schätzen, möge sie nie zur Blechwährung werden!

Des Umherlaufens müde, suchte ich nun einen stillen Ort, mich einfach hinzusetzen und zu ruhen. Ich fand ihn auf der hohen Holzterrasse eines Kafentions, die auf Pfählen über das Wasser gebaut war. Von hier sah ich den blauen Hellespont mit seinen grünen Ufern, weißen Dörfschaften, verfallenen Türmen und alten Schlössern, unter ihnen die berühmten Dardanellenschlösser, das europäische nur noch aus einem alten Turm bestehend, das asiatische zu einer starken modernen Batterie ausgebaut. Nicht weit von hier lagen einst an der engsten, nur 1350 Meter breiten Stelle die Städte Sestos und Abydos einander gegenüber. Ich konnte von meinem Sitze aus die Wasserfläche sehen, über die einst Xerxes, nachdem er das „salzige Wasser“ hatte peitschen lassen, nach Europa hinübergewandert war und später, erfolgreicher als er, die osmanischen Heerscharen. Hier schwamm auch in dunkler Nacht der junge Veander hinüber zur schönen Hero, und später, um es ihm nachzutun, Lord Byron, obwohl ihn keine Hero erwartete. Ich danke für das Vergnügen! Aber träumen, träumen ließ es sich hier köstlich.

Bald erschienen auch andre, die das schöne Lokal ebenfalls ausgespürt hatten. Mit der Einsamkeit war es nun vorbei, die träumerische Terrasse wurde zum vielredenden Hauptquartier. Auch ein Grieche erschien an unserm Tische und reichte mir einige vergilbte fettige Papiere dar, wobei er mich mit einer Miene anblickte, die aus gekränkter Unschuld und sittlicher Entrüstung gemischt war. Verwundert sah ich auf die Blätter und fand in ihnen Bescheinigungen deutscher Gelehrter, daß Herr Sphyridion, Speisewirt in den Dardanellen, eine ausgezeichnete Küche führe. Diese Zeugnisse gaben ihm in seinen Augen ein verbrieftes Unrecht auf alle deutschen Archäologen, und wir — waren zu den beiden alten Jungfern, seinen Nachbarinnen und Konkurrentinnen, gegangen. Daher die sittliche Entrüstung und die tiefgekränkte Miene. Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, wir würden am Abend bei ihm speisen.

So geschah es. Als es sechs Uhr war, gingen wir auf die russische Agentur und holten uns unsere Billets, dann zur Zollstation, wo wir unsere Pässe sogar ohne Bäckschick zurückbekamen und uns davon überzeugten, daß unsere großen Gepäckstücke noch richtig hinter den Eisenstäben lagerten, und zwar in derselben bunten Unordnung, in der wir sie vor vier Tagen dort gelassen hatten. Dann ging ich in Sphyridions Wirtschaft, setzte mich ans Fenster, sagte dem Wirte: parakalō tās allās kyriās (ich rufe die andern Herren), und ließ keinen vorbeigehen, ohne ihn anzurufen. Bald waren die meisten von uns zur Stelle, sodaß die beiden alten Jungfern nun leer ausgingen. Die Kost war in der Tat besser als bei diesen, das Schafffleisch weicher und reichlicher bemessen, der Salat weniger sauer. Mir servierte der Wirt mit verständnisvollem, dankbarem Lächeln eine besonders große Portion Arnaki, die mir, dem total Ausgehungerten, köstlich wie Putenbraten mundete.

Noch saßen wir beim Mahle, da ertönte auf der Gasse Lärm und Pferdegetrappel. Unsere zweite Kolonne, die nach Athen bestimmte, rückte ein, und bald erschienen auch diese Herren in unserm Hestiatorion, sehr erstaunt, uns noch anzutreffen. Leider reichte nun der Raum im Kenodochion nicht aus, was zu unliebsamen Szenen führte. Drei deutsche Herren, die schon am Nachmittag ein Zimmer belegt hatten, fanden jetzt plötzlich ihre Sachen herausgesetzt und die drei Amerikanerinnen im Besitze des Zimmers. Das führte natürlich zu den erregtesten Auseinandersetzungen mit diesen und mit den amerikanischen Herren. Sie behaupteten, das Zimmer leer vorgefunden und deshalb mit gutem Rechte belegt zu haben. Der

herbeigerufne Wirt und der Hausknecht erklärten dagegen, sie hätten das Gepäck nicht herausgesetzt. Kurz, die Sache blieb unaufgeklärt. Jedenfalls war hier aber von amerikanischer Seite ein bißchen „Kuba“ gespielt worden, und es blieb den deutschen Herren nichts andres übrig, als sich auf dem Flur Lagerstätten bereiten zu lassen. So war denn schließlich das ganze Xenodochion, nicht nur die Zimmer, sondern auch die Korridore mit Betten und Matratzen besetzt. Ich zog mich frühzeitig in mein Stübchen zurück und schlief bald ein, wurde aber nach kurzer Zeit durch einen entsetzlichen Spektakel wieder erweckt. Die beiden Italiener unsrer Genossenschaft, die so lange mit einigen türkischen Offizieren fraternisiert hatten, brachen ein und verlangten, noch untergebracht zu werden, was schier unmöglich war. Aus allen Betten und von allen Matratzenlagern auf dem Korridor richteten sich ärgerliche und fluchende Nachtgestalten in die Höhe, während die Italiener mit dem Wirte haderten. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß in italienischen Gasthöfen auf die Nachtruhe anderer keine Rücksicht genommen wird. Jeder lärmt, als sei er der einzige Gast. So geschah es auch hier, bis endlich der Hausknecht die beiden Störenfriede in das zweite noch geringere Gasthaus des Orts abführte.

Am andern Morgen früh um vier Uhr wachte ich von dem wahnsinnigen Klopfen und Schreien unsers Bootsmannes Diamandis auf, zog mich rasch an und alarmierte dann von Stube zu Stube und von Bett zu Bett die ganze Etage. Auf dem Korridor entwickelte sich alsbald ein allgemeines Anziehen. Dann ging's hinunter zur Zollstation, die schweren Koffer wurden herausgeholt gegen Erlegung eines Quartals (etwa 90 Pfennige) pro Stück. Im benachbarten Kafanion versammelten wir uns in grauer öder Morgenstimmung. Da fiel uns ein, daß im andern Gasthaus etwa sechs Genossen logierten, die noch nicht zur Stelle waren. Sie waren nicht geweckt worden, denn der Wirt hatte daran kein Interesse, und Diamandis wußte nicht, daß dort auch Gäste schliefen. Wir schlugen also schleunigst gegen die Haustür und gegen die Fensterläden, bis sie munter wurden und sich eilig anzogen, froh, dem furchtbaren Verhängnis entronnen zu sein, noch einen Tag hier liegen zu müssen.

Dann erschien zuerst das Schiff nach Athen, ein ziemlich kleiner Grieche. Die dorthin gehenden Genossen, die einen halben Tag nach uns von Troja abgeritten waren, kamen also noch vor uns an Bord, wir sahen mit Neid, wie sie über die gräuliche Salzflut ruderten, und grüßten uns gegenseitig zum letztenmal durch Tücherschwenken. Dann schwamm von der andern Seite mit einer mächtigen Rauchsäule auch der Kusse heran, Diamandis Leute packten unsre Sachen, Gedränge, Rufe, Ruderschläge. Adieu Dardanellenstadt, adieu Troja, adieu Asien! Du bist zwar die Wiege der Kultur, aber deine heutige Kultur ist nicht eben bedeutend. Trotzdem wird keiner von uns je die Tage vergessen, die er auf deinem uralten, heiligen, poesieumwobnen Boden zubringen durfte.



Der Mönch von Weinfeld

Novelle von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

3



eit dem verunglückten Malefizgericht blieb Weinfeld von trierischen Besuchern verschont. Das feste Auftreten des Burgherrn, noch mehr vielleicht die Rücksicht auf dessen einflußreiche Verwandten, die auf den Bergschlössern der Umgegend und auf dem Abstuhl von Prüm saßen und dem Erzbischof nicht gewogen waren, mochten diesem geraten erscheinen lassen, sich jeder weitem Einmischung in Herrn Gyllis Angelegenheiten zu enthalten.